

Katalog zur
Ausstellung

SCHAPPE.

Die erste Fabrik im Baselbiet.

Ein Porträt.

SC 4130



1'096'759

X

12. März bis 27. Juni 1993
Ortsmuseum Trotte, Arlesheim

693.874

Regina Wecker

„DÖRT UNDE BE DORNACHBRUGG.“

Die Schappe-Arbeitersiedlung
an der Bruggstrasse in Reinach

Mitte März 1978 erfuhren die Mieter und Mieterinnen der Schappe-Siedlung an der Bruggstrasse in Reinach, unmittelbar bei Dornachbrugg, durch eine „zufällige“ Bemerkung aus der Verwaltung, dass ihnen der Kanton Basel-Landschaft auf den 31. März die Kündigung zustellen werde. Damit schien zur Gewissheit zu werden, wovor man sich schon länger gefürchtet hatte: der Abriss der Siedlung.

Seit der Kanton Basel-Landschaft die Siedlung 1975 von der *Burlington Schappe AG*, der Nachfolgerin der *Industriegesellschaft für Schappe*, gekauft hatte, war ihr Schicksal ungewiss. Die sechs Doppel-Einfamilienhäuser mit dem dazugehörenden Areal von über 10'000 Quadratmetern waren zu Abtauschzwecken im Zusammenhang mit dem Bau der T 18 erworben worden. Den langjährigen MieterInnen, Angestellten der Firma, hatte man schon gegen Ende der Burlington-Zeit empfohlen, sich eine andere Wohnung zu suchen. Bis auf zwei Familien, die damals jahrelang, ja zum Teil lebenslang in dieser Siedlung gelebt hatten, waren nach und nach alle „alten“ BewohnerInnen dieser Empfehlung gefolgt. Die „neuen“ Bewohner, die kurzfristig einziehen konnten, wussten zwar, dass sie in einem Provisorium lebten, waren aber nun auch schon zum Teil seit über fünf Jahren in der Siedlung, hatten die notwendigsten Instandstellungsarbeiten selbst an die Hand genommen, sich häuslich eingerichtet und darauf gehofft, dass aus dem Provisorium ein Definitivum würde.

Kündigung hiess für sie, einen liebgewonnenen Wohnort zu verlassen. Die Häuser boten zwar keinerlei Komfort, und auch der vordere Garten wurde durch den steigenden Verkehr der Bruggstrasse zunehmend unbrauchbar. Dafür gab es aber viel Freiraum im Nordteil des Areals, der auch Möglichkeiten für Gartenarbeiten und Tierhaltung bot, und das alles zu einem auch damals günstigen Mietzins von Fr. 200.– pro halbes Haus. Für die StudentInnen und Wohngemeinschaften, aber auch für

die jungen Familien mit Kindern würde es schwer sein, überhaupt etwas vergleichbares zu finden, unmöglich in der Agglomeration Basel oder gar in Reinach. Es war aber nicht nur das Problem, persönlich neue Wohnungen finden zu müssen, was die BewohnerInnen aufbrachte: Ärger erregte vor allem, dass wieder einmal günstiger Wohnraum geopfert werden sollte. Zwar wurde offiziell nie ganz klar, wofür dieses Opfer geplant war, aber die Vermutung, dass damit ein Fabrikareal, das durch den Bau der T 18 einige Parkplätze verloren hatte, arrondiert werden sollte, lag nahe. Erbost waren die Mieter und Mieterinnen nicht nur über die Alternative „Parkplätze gegen Wohnraum“, sondern auch darüber, dass in diesem Fall der Zweck des Landerwerbs durch den Kanton, Land als Realersatz für einen Abtausch zur Verfügung zu halten, nicht zum Tragen kam: den verlorenen wenigen Parkplätzen stand ein „Gewinn“ von mehr als 10'000 Quadratmetern gegenüber – ein ungleicher Tausch. Die MieterInnen waren entschlossen, sich zu wehren, und beschlossen an einer Mieterversammlung, ihr Anliegen in der Öffentlichkeit deutlich zu machen. Die Basler Presse berichtete in der Folge ausführlich und stellte auch Recherchen über die Modalitäten des „Abtauschs“ an. Ob es diese Öffentlichkeit war, ob man beim Kanton selbst nicht mehr glücklich über das Geschäft war, oder ob der potentielle Käufer den Protest und die mit Sicherheit zu erwartenden Umtriebscheute, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls erhielten die Mieter und Mieterinnen vom Hochbauamt des Kantons den Bescheid, dass – wie schon vorher bekannt war – nur eine Liegenschaft der Verbreiterung der Bruggstrasse weichen musste, die anderen Mietverträge jedoch nicht gekündigt würden. Einschränkend wurde jedoch mitgeteilt:

„Mit dieser Darlegung möchten wir aber nicht gesagt haben, die Entscheidung über diese Wohnhäuser sei endgültig gefallen! Der Gedanke, diese Landparzelle für Abtauschzwecke zur Verfügung zu halten, bleibt nach wie vor bestehen.“¹

Man war trotz dieser Warnung zunächst beruhigt. Der Abriss eines Doppelhauses wurde als unvermeidbar akzeptiert. Erst als sich später herausstellte, dass mit einer minim anderen Gestaltung der Bruggstrasse, der Bushaltestelle und der Mittelrabatten der Abriss hätte verhindert werden können, wurde klar, wie gering diese Wohnhäuser von ihrer Besitzerin geschätzt wurden. Man hatte den Abriss der Siedlung offensichtlich ins Auge gefasst, da sich die Bauweise der Gewinnmaximierung entzog.

Die Angst um die Siedlung hatte nicht nur zu einem stärkeren Zusammengehörigkeitsgefühl in der Siedlung geführt, sie hatte auch das Interesse an der Geschichte des Wohnortes gefördert. Während sie sich für die Erhaltung des eigenen Lebensraumes einsetzten, erfuhren die Mieter und Mieterinnen sehr viel über die Bedeutung dieser Siedlung. Historiker schätzten ihren Wert als Zeichen der Lebenswelt der Industrialisierung, Architekten initiierten die Aufnahme der Siedlung ins Inventar der neueren Schweizer Architektur.

DAS BÜRGERLICHE KONZEPT DER „ARBEITERSIEDLUNG“

Welches architektonische Konzept und welche gesellschaftlichen Vorstellungen waren aber beim Bau einer solchen Siedlung ausschlaggebend? Wie sah das Leben für die BewohnerInnen der Schappe-Siedlung früher aus? Diese Fragen stellten sich Ende der siebziger Jahre den „neuen“ BewohnerInnen, die diese Siedlung erhalten wollten. Antworten erhielten sie von den „alten“ Bewohnern und Bewohnerinnen², aber auch aus den wenigen schriftlichen Zeugnissen über die Siedlung, die sich in der Festschrift der *Industriegesellschaft für Schappe*³ bzw. im Staatsarchiv Baselland finden. Die Ergebnisse dieses Fragens und Suchens sollen im Rahmen dieses Katalogbeitrages zusammengefasst



Gesamtansicht der Schappe-Siedlung

Die Schappe-Siedlung an der Bruggstrasse in der Mitte der zwanziger Jahre (von Reinach nach Dornach aufgenommen). Deutlich erkennbar sind die Flachdächer des hinteren Hausteils.

werden. Dabei soll zunächst auf die architektonische Gestaltung der Siedlung und die gesellschaftliche Bedeutung der Arbeiter-Siedlung eingegangen werden. Es wird dann ein Versuch folgen, Aspekte des Lebens in dieser Siedlung zu beschreiben, aber auch die Aussensicht, den „Ruf“ der Siedlung, zu fassen. Den Abschluss wird die neueste Entwicklung der Siedlung bilden.

In einem Schreiben vom 11. April 1891 hatte die „Industriegesellschaft für Schappe, Basel, Spinnerei Arlesheim“ bei der Baudirektion des Kantons Basel-Landschaft das Gesuch für den Bau von „6 Doppel-Arbeiterwohnhäusern“ eingereicht, und zwar auf dem „Territori-

um Unterer Bruggrain, auf dem linken Birsufer bei Dornachbrugg, Gemeindebann Reinach“. Der Direktor der Spinnerei Arlesheim, F. W. Brüderlin, teilte weiterhin mit:

„Wir beabsichtigen nach und nach das ganze dortige Territorium so zu überbauen, so dass ca 20–24 Doppelwohnhäuser nach und nach zur Ausführung kommen.“

Man bat um „gef. Genehmigung“ des Baugesuchs, teilte aber auch gleichzeitig mit, „dass wir, um keine Zeit zu verlieren, nächsten Montag schon mit den Grabarbeiten beginnen werden, wogegen wohl keine Einwendungen erhoben werden dürften, indem das ganz Land uns gehört.“⁴

Dem Baugesuch lagen vier Pläne bei, ein Situationsplan des Areals mit den geplanten sechs Doppelhäusern und drei Pläne mit Grundriss und Aufriss der zweistöckigen Häuser. Die Gemeinde Reinach teilte in einem Schreiben vom 2. Mai 1891 mit, dass tatsächlich keine Einsprachen gegen das Bauvorhaben eingegangen waren, und die Baudirektion erteilte am 5. Mai die Baubewilligung. Wahrscheinlich war man zu diesem Zeitpunkt bereits am Aushub. Fertiggestellt wurde die Siedlung 1892.

Die Arbeiterwohnungsfrage war im 19. Jahrhundert eines der ungelösten gesellschaftlichen Probleme.⁵ Vor allem in den Städten hatte der Wohnungsbau nicht mit dem durch die Industrialisierung bedingten Bevölkerungswachstum mitgehalten, und die Wohnsituation der ärmeren Bevölkerungsschichten war katastrophal. Die Wohnungsmieten waren hoch im Vergleich zu den niedrigen Löhnen. Arbeiterfamilien, die selbst schon in beengten Verhältnissen lebten, nahmen zur finanziellen Erleichterung Kost- und Schlafgänger auf, das Dienstpersonal nächtigte in Estrichräumen unter den Dächern, und auch Keller wurden zu Wohnraum umfunktioniert. Die Wohnsituation war für die Betroffenen seelisch belastend und zerstörte die Gesundheit, das enge Zusammenleben und die fehlenden sanitären Einrichtungen führten auch

dazu, dass sich Krankheiten und Seuchen schnell ausbreiten konnten. Eine Verbesserung der Wohnsituation war daher dringend angezeigt. Interesse an der „Wohnungsfrage“ zeigten Sozialpolitiker, aber auch Unternehmer, die erkannt hatten, dass die Wohnung bei der Erhaltung der Arbeitskraft „ihrer“ Arbeiter eine wichtige Rolle spielte und dass die Verbesserung der Wohnsituation sowohl aus christlich-ethischen Gründen wie auch aus wirtschaftlichen Gründen nötig war. Auch fürchtete man, das beengte Zusammenleben der Arbeiter würde gemeinsame politische Aktionen geradezu heraufbeschwören, und das enge Zusammenleben der Geschlechter wurde als eine Gefahr für die gesellschaftliche Moral angesehen. Es entstand eine Reihe von Schriften sowohl von Unternehmerseite wie auch von seiten der Arbeiterbewegung, die die Grundsätze von „gesunden Wohnungen“ festhielten und Vorschläge zur Linderung des Wohnungselends machten. Da klar wurde, dass die private Bauwirtschaft das Problem nicht lösen würde, versuchten verschiedene Trägerschaften, mit dem Bau von speziellen Arbeitersiedlungen Abhilfe zu schaffen. Das erste Projekt in Basel waren die Arbeiterhäuser in der Breite. 1854 bis 1856 wurden dort auf Anregung und unter Führung der „Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige“ (GGG) in drei Häuserzeilen insgesamt 31 Wohnungen errichtet.⁶

Bei diesem ersten „sozialen Wohnungsbau“ setzte man auf Einzelhäuser oder Einzelhäusergruppen, nicht aber auf grössere Mietshäuser, obwohl man damit kaum zur Entlastung der angespannten Wohnsituation beitragen konnte. Man wollte für Arbeiterfamilien im Prinzip so bauen wie für bürgerliche Schichten. Kleiner, billiger und einfacher zwar, weniger gut isoliert, weniger komfortabel, aber doch „individuell“. Grössere Ansammlungen von Wohnungen in einem mehrstöckigen Wohnhaus, „Mietskasernen“, wollte man vermeiden. Der „Vermassung“ der Arbeiter, die ja immer auch die Gefahr der Politisierung und „Zusammenrottung“ barg, wollte man mit bürgerlichen

Wohnformen entgegenwirken. Durch geschlossene Wohnformen und niedrige Estrichräume sollte die Aufnahme von Schlaf- und Kostgängern möglichst verhindert werden.

Das bürgerliche Wohnhaus war aber nicht das einzige Vorbild der Arbeitersiedlungen. Als ländliche Komponente war der Garten als Bestandteil des Konzeptes für Arbeiterwohnhäuser wichtig. Die Arbeiterhäuser sollten sich in die Umgebung einpassen. Anders als beim bürgerlichen Wohnhaus war er nicht nur Erholungsraum. Hier sollte mit fleissigem Anbau von Gemüse und Früchten das Budget entlastet, der Speisezettel verbessert werden können. Aber auch an die Förderung des Wunsches nach Sesshaftigkeit und die Bildung von Eigentum wurde appelliert. So war es Bestandteil des Konzepts der Arbeiterhäuser in der Breite, dass zumindest ein Teil der Häuser in einem System von Kaufmiete zu günstigen Bedingungen erworben werden konnte. Der Bau von Arbeiterhäusern verfolgte neben philanthropischen ganz klare erzieherische und politische Ziele.

Auf dem Land war die Wohnungsnot nicht so gravierend wie in der Stadt, vor allem wenn die Fabrik, wie die *Industriegesellschaft für Schappe* in Arlesheim, auf Arbeitskräfte aus den umliegenden Dörfern zurückgreifen konnte:

„Die Fabrikarbeiter in Arlesheim befanden sich meist deshalb in einer andern, wesentlich bessern Lage als die städtischen Arbeiter, weil sie das besaßen und pflegten, was Einsichtige heute jedem Arbeiter zuwenden möchten: eigenen Grund und Boden.“⁷

Auch wenn diese Beschreibung von Mangold die Situation gar rosig sah, zeigt sie doch, dass das Wohnungsproblem nicht als ähnlich drückend erlebt wurde. Die Arbeiter und Arbeiterinnen der Spinnerei Arlesheim kamen zunächst aus Arlesheim und Dornach, aus Reinach, Münchenstein und Aesch, später auch aus Gempen und Hochwald. Oft arbeitete nur ein Teil der Familie – nicht selten die jungen Frauen – in der Fabrik,

während die anderen Familienmitglieder weiterhin ihren traditionellen Beschäftigungen in der Landwirtschaft nachgingen. Aus entfernteren Wohnorten wurden die Arbeiter und Arbeiterinnen „auf Leiterwagen“ in die Fabrik geführt. Bedarf an zusätzlichem Wohnraum bestand aber auch für die Arbeiter und Arbeiterinnen der *Schappe*, sei es, dass sie aus anderen Regionen herzogen, sei es, dass sie sich aus dem ländlichen Familienverband lösen mussten und Wohnraum brauchten. So gab es auf dem Areal der *Schappe* immer auch einige Arbeiterwohnungen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, in einer Phase, in der der Bau von Arbeitersiedlungen einen erneuten Aufschwung nahm, entschloss man sich dann, auch ausserhalb des Fabrikareals für Wohnraum zu sorgen.

Die Schappe-Siedlung an der Bruggstrasse in Reinach war nicht die erste Siedlung, die die Spinnerei Arlesheim für ihre Arbeiter plante: 1885 stellte Direktor Brüderlin ein Baugesuch für neun Arbeiterhäuser am Bahndamm in Arlesheim. Die Baubewilligung wurde am 28. August 1885 erteilt. Auch bei dieser Siedlung wurden die Bauarbeiten unverzüglich nach dem Gesuch eingeleitet, allerdings nur acht Häuser realisiert. Die *Schappe* verkaufte diese Häuser schon zwischen 1889 und 1896 wieder, wohl nur zum Teil an ihre eigenen Beschäftigten. 1890 wurde bei einem Gesuch für den Anbau einer Scheune Josef Franz, Vorarbeiter bei der Jura-Simplon Bahn, als Besitzer eines Hauses angeführt. Andere KäuferInnen waren aber bei der *Schappe* beschäftigt. Von den acht erstellten Häusern wurden inzwischen zwei abgerissen, ein Teil der bestehenden sechs Häuser ist noch heute im Besitz der Nachkommen der damaligen KäuferInnen.⁸ Ob diese Absicht der „Bindung durch Besitz“ schon beim Bau der Siedlung bestanden hatte, geht aus den Unterlagen nicht hervor. Da die Siedlung nur kurze Zeit im Besitz der Firma war, wird sie in der Festschrift der *Industriegesellschaft für Schappe* nicht erwähnt.

Äusserlich sehen sich die beiden Siedlungen, die etwas

Situationsplan der Schappe-Siedlung
 Dieser Situationsplan lag dem Baugesuch bei. Er zeigt die Siedlung, wie sie ursprünglich geplant war.



ältere Schappe-Siedlung am Bahndamm in Arlesheim und die Schappe-Siedlung an der Bruggstrasse, von der hier weiter die Rede sein wird, sehr ähnlich, obwohl die Häuser am Bahndamm als Einfamilienhäuser konzipiert waren. Noch verblüffender ist die Ähnlichkeit allerdings, wenn man das Baugesuch der Schappe-Siedlung mit der Ausführung der Siedlung am Bahndamm vergleicht: Baukubus, Dachform und Fensterfront des Baugesuchs der Schappe-Siedlung sind identisch mit der Siedlung am Bahndamm. Man hatte beim neuen Baugesuch wohl auf das ältere Vorbild zurückgegriffen. Bei der Ausführung der Schappe-Siedlung an der Bruggstrasse wich man dann allerdings vom Baugesuch und damit auch vom älteren Vorbild ab.⁹

Die sechs Doppelhäuser der Schappe-Siedlung sind in einer Reihe entlang der Bruggstrasse errichtet worden. Auf

dem Bauplan ist hinter der Häuserzeile eine Strasse eingezeichnet, die wohl der Erschliessung der geplanten weiteren Häuser dienen sollte. Ein Mittelweg, der durch einen Brunnenplatz erweitert wurde, sollte die Verbindung innerhalb der Siedlung herstellen. Von dieser Planung wich man aber ab: Der mittlere Brunnenweg wurde durch zwei Brunnenwege ersetzt, die hintere Strasse blieb ein Feldweg. Die angekündigten weiteren 14 bis 18 Häuser wurden nicht gebaut.

Baukubus, Fassade und Dachform erwecken von der Strassenseite her den Eindruck eines behäbigen Einfamilienhauses. Die Aufteilung in zwei nebeneinander angeordnete, durch eine Brandmauer getrennte Wohnungen ist von aussen kaum sichtbar. Die Wohnungen werden durch separate Eingangstüren von der Ost- bzw. Westseite

her erschlossen, die Brandmauer verläuft in nord-südlicher Richtung. Der Eindruck, dass zur Strassenseite „repräsentiert“ werden sollte, wird durch verschiedene Elemente verstärkt, die den Vorderbau dominieren lassen: So hat dieser Teil des Hauses ein Krüppelwalmdach, über beide Geschosse verputztes Mauerwerk, Pilaster und Sims als Zierelemente. Der Nordteil des Hauses dagegen erhielt zunächst ein Flachdach, er hat eine tiefere Geschosshöhe, einen tieferen Sockel, vom ersten Stock an Fachwerkbauweise und im hinteren Teil eine Holzverschalung der Fassade. Er erweckt eher den Eindruck eines ländlichen Ökonomiegebäudes. Die bäuerlichen und die städtischen „Paten“ des Arbeiterhauses werden hier in einem Gebäude sichtbar.

Innen werden die beiden Wohnungen durch je eine separate Treppe erschlossen. Alle Zimmer, aber auch Küche und Toilette liegen auf einer anderen Ebene, wodurch einerseits die platzsparende, an eine Wendeltreppe erinnernde Treppenkonstruktion möglich wird, andererseits aber auch die Räume – ihrem Bestimmungszweck entsprechend – unterschiedlich hoch werden. Das Erdgeschoss enthält eine kleine Küche, an die die Toilette – durch eine Doppeltür getrennt, aber von innen zugänglich – anschliesst. Die Toilette lag direkt über der Jauchegrube. Die Häuser hatten zunächst kein fließendes Wasser, sondern bezogen das Wasser aus den beiden Siedlungsbrunnen. Später befand sich ein einziger Wasserhahn in der Küche. Der Anschluss an die Abwasserkanalisation erfolgte in den

Westfassade eines Hauses
Fassade eines Hauses, wie es in Abweichung von der Planung gebaut wurde. Deutlich erkennbar im „Ökonomieteil“ links der von aussen zugängliche kleine Stall, darüber der Heustock.



fünfziger Jahren.

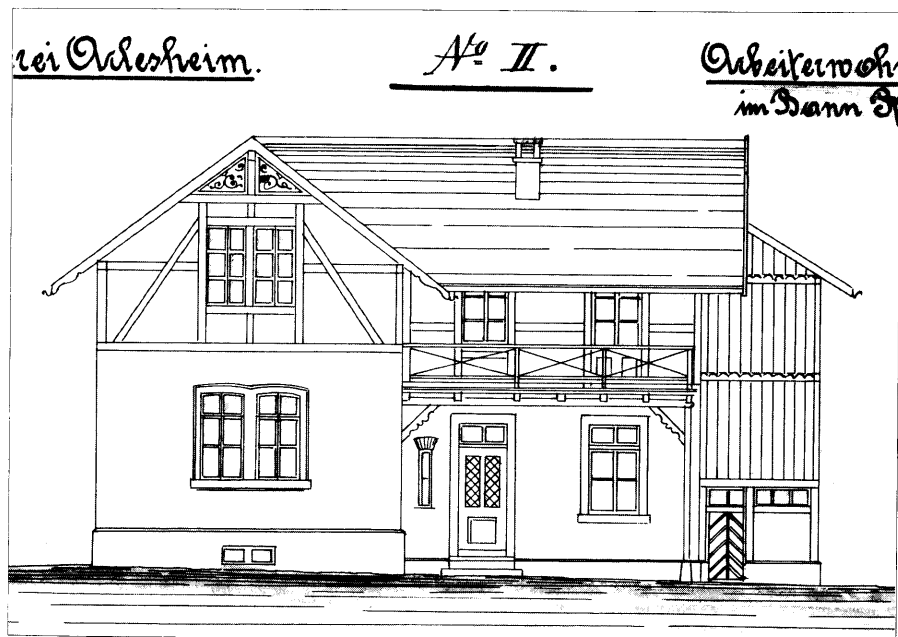
Das Wohnzimmer im Erdgeschoss ist geräumig und hoch. Als einziger Raum des Hauses wurden seine Decken mit einem schmückenden Fries versehen. Der Fussboden besteht aus Tannenriemen. Ein kleiner ebenerdiger Stall ist von aussen zugänglich. Über diesem Stall befindet sich, ebenfalls von aussen zugänglich, ein Heustock.

Im ersten Stock befinden sich drei weitere Zimmer, ein geräumiges, wenn auch niedriges Schlafzimmer sowie zwei sehr kleine weitere Schlafzimmer. Vom ersten Zimmer führt eine Tür zu einer schmalen Laube, die vor allem zum Wäschetrocknen diente. Das hintere, sehr niedrige, gefangene Zimmer wird über eine zweistufige Treppe erreicht.

Der Keller unter dem vorderen Hausteil ist bemerkenswert tief und mit seinem Naturboden gut zur Vorrats-haltung geeignet. Ein niedrigerer Keller im hinteren Teil enthielt einen fest eingebauten Backofen. Nach Aussage aller Bewohner wurde darin aber nie gebacken, da zum anfeuern viel zu viel Brennmaterial nötig gewesen wäre.

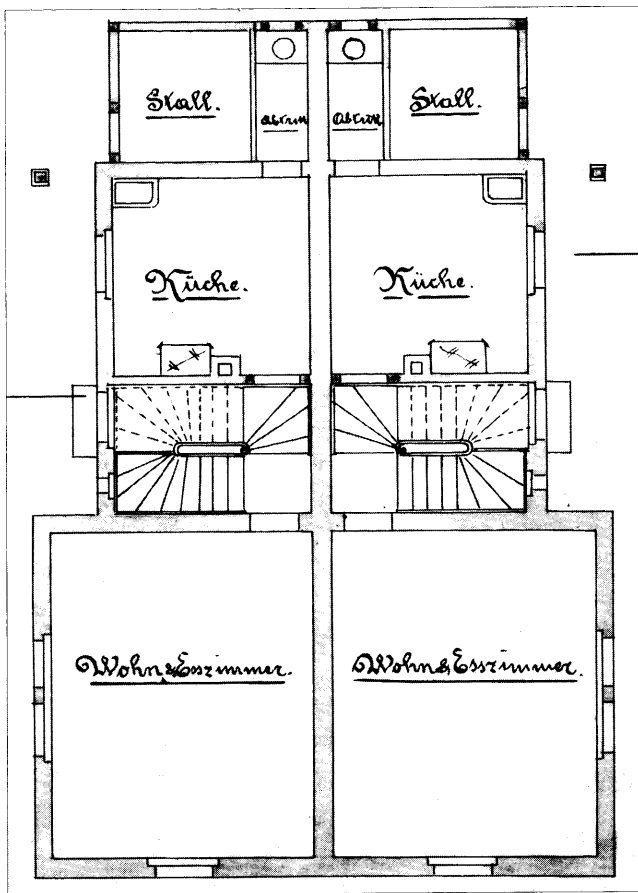
Das Haus hatte nur einen Schornstein auf der Küchen-seite, vom Wohn- und vom Schlafzimmer wurden Rauch-rohre der Decke entlang bzw. durch die Geschossdecke in den Schornstein geführt. Geheizt wurde mit sogenannten Traghachelöfen, das heisst mit nicht fest eingebauten Öfen.

Die Wände im Untergeschoss bestehen aus Stampf-beton, die Decke im Untergeschoss ist eine Konstruktion



Ostfassade (Baugesuch)

Dieses Bild einer Ostfassade lag dem Baugesuch bei. Es lehnt sich an die 1885 von der Industriegesellschaft für Schappe am Bahndamm gebauten Häuser an. In Abweichung zur Planung wurden die Häuser mit Flachdach gebaut (vgl. Abbildung gegenüberliegende Seite).



Grundriss des Parterres

Im Parterre befanden sich die Küche, die anfänglich kein fließendes Wasser hatte, und das Wohnzimmer. Die Toilette lag direkt über der Jauchegrube.

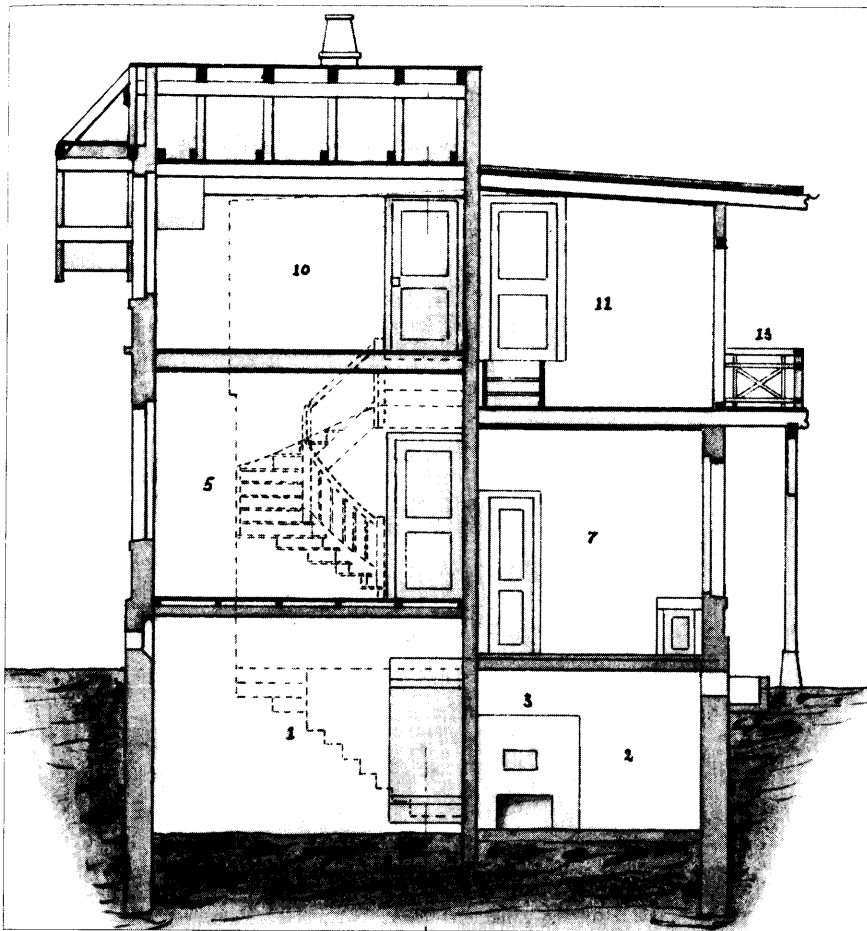
aus Eisenbalken und Beton. Die Aussenwände im vorderen Teil des Hauses und im Erdgeschoss des hinteren Teils sind aus Backsteinen, im hinteren Teil des Hauses hat man in Riegelbauweise gebaut. Die Zwischenwände wurden mit Schlackesteinen errichtet.

Die Häuser haben keinen Estrich. Dass man darauf verzichtete, hatte sicher Kostengründe, allerdings wollte man wohl auch verhindern, dass nicht zur Familie gehörige Kost- oder Schlafgänger dort untergebracht würden.

Das gesellschaftliche Leben sollte sich auf das Familienleben beschränken, gemeinschaftliche Räume oder Anlagen waren mit Ausnahme des Brunnens nicht vorhanden.

Bei der Konzeption der Arbeiterhäuser hatte man zwei schwer zu vereinbarende Ziele in Einklang bringen wollen: billige, platzsparende Bauweise und möglichst „private“ bürgerliche Einfamilienhausatmosphäre. Also hat man die Räume platzsparend ineinandergeschachtelt, die verschiedenen Raumhöhen voll ausgenutzt, die Treppe so eng wie möglich gehalten. Aber man hatte sich den Luxus von zwei Treppenhäusern geleistet – statt etwa ein Treppenhaus für zwei übereinanderliegende Wohnungen zu nutzen. So erhielt jede Familie einen eigenen Eingang, wie es sich für ein Einfamilienhaus gehört. Der ländlichen Umgebung und diesem Konzept angepasst, hat man Einzelhäuser erstellt, die von einem Garten umgeben sind und nicht – wie zum Beispiel in der Breite – Wohnzeilen, oder aber Mehrfamilienhäuser wie die „Meisterhäuser“ der *Schappe*. Die Verwirklichung der bürgerlichen Wohnvorstellung war also in vielen Fragen stärker als der Wunsch, platzsparend zu bauen.

Der Inneneinteilung des Hauses lagen ebenfalls bürgerliche Familiennormen zugrunde: Die kleine Küche, das grosse Wohnzimmer, ein grosses Elternschlafzimmer und zwei kleine Kinderschlafzimmer stellten jedoch für grosse Familien nicht die beste Einteilung dar. So wurden von grösseren Familien – die grösste Familie in der Siedlung



Schnitt eines Hauses

Der Schnitt zeigt deutlich, dass jeder einzelne Raum auf einer anderen Ebene liegt.

Die meisten Familien lebten jahrelang in der Siedlung, in einigen Häusern wohnten nacheinander zwei oder gar drei Generationen der gleichen Familie. So waren die Namen Rünzi, Meier, Vogt, Dollinger, Stöckli nicht nur über lange Zeit, sondern auch teilweise mehrmals vertreten, wenn verschwägte Familien ebenfalls in die Siedlung zogen. Ein wichtiger Grund für diese Konstanz der Bewohner, die ein deutliches Zeichen der Beliebtheit der Siedlung ist, war der niedrige Mietzins. In den zwanziger Jahren habe er Fr.

hatte zwölf Kinder – sicher alle Räume zum Schlafen genutzt, und das Wohnzimmer wie auch die Küche waren für eine gemeinsame Mahlzeit zu klein. Im Falle dieser 14köpfigen Familie wich man beim sonntäglichen Essen auf die Treppe als Sitzgelegenheit aus. Aber auch bei den kleineren Familien schliefen ausser den Eltern noch Kinder im grösseren Schlafzimmer, und der in der bürgerlichen Moral begründeten Vorstellung, dass auch Kinder, sobald sie etwas älter waren, unbedingt in separaten, nach Geschlechtern getrennten Zimmern schlafen sollten, konnte oft nicht nachgelebt werden.

29.– betragen, später dann Fr. 45.– pro Monat. Die Löhne in der *Schappe* waren sehr klein, und so war man auf diese Vergünstigung dringend angewiesen. Ein Ziel der Unternehmer bei der Errichtung von Arbeiterhäusern war also in diesem Fall erreicht: Man band die qualifizierte Arbeiterschaft trotz niedriger Löhne an die Firma. Dass die Söhne in der *Schappe* die Lehre machten und auch die Töchter sofort nach der Beendigung der Schulzeit dort zu arbeiten begannen, war selbstverständlich, hatten sie doch kaum eine andere Wahl. Lernten sie ihren Ehemann oder die Ehefrau dann auch in der *Schappe* kennen, so war für die

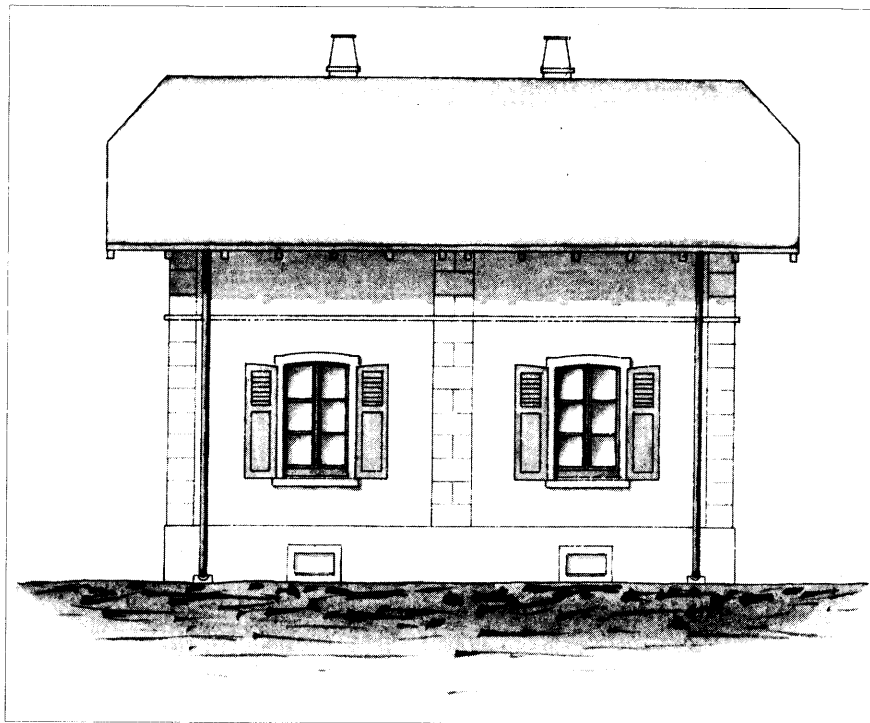
Südfassade eines Doppelhauses

Von der Strasse her ist die Aufteilung des Hauses in zwei nebeneinanderliegende Wohnungen kaum erkennbar.

künftige Generation der Schappe-Siedlungsbewohner gesorgt. Im 20. Jahrhundert arbeiteten die verheirateten Frauen der Schappe-Siedlung meist nicht mehr in der Fabrik, sondern trugen durch Haus- und Gartenarbeiten, gelegentlichen Verkauf oder durch Putzarbeiten bei anderen Familien oder in Gewerbebetrieben zum Unterhalt der Familie bei.

Der niedrige Mietzins war nicht der einzige Reiz der Siedlung. Der Anbau von Gemüse im Garten bot Möglichkeiten, die Lebenshaltungskosten zu senken und manchmal noch etwas zu verkaufen. Der Garten war aber auch ein Repräsentationsobjekt, dessen Pflege oft Anlass zu Wettbewerben gab. Kaninchen, Hühner und Schweine wurden gehalten und boten Abwechslung im einfachen Speisezettel. Die finanziellen Verhältnisse blieben allerdings trotzdem äusserst eng.

Für die Kinder und Jugendlichen war der Aussenraum ein guter Ausgleich für diese Enge. Die an die Siedlung angrenzenden Felder, die Birs und das Birsufer im Sommer, die Steigung der Bruggstrasse im Winter zum Schlitteln, die Reinacher Heide und auch die nahen Bauernhöfe waren ihre Welt. Vor allem der zwischen Dornach und Reinach gelegene Sternenhof spielte eine wichtige Rolle.



Er war ein beliebter Aufenthaltsort der „Schappe“-Kinder, und man wusste zu schätzen, dass die Felder von Nussbaumers nicht abgerächt wurden, damit Getreide zum Ährenlesen liegenblieb. Der Abriss des Sternenhofs wurde daher als grosser Eingriff erlebt und bedauert.



*Die grösste Familie der Schappe-Siedlung
Die Familie Stöcklin
wohnte von 1892 bis
etwa 1946 im vorletzten
Haus der Siedlung.*

ZWISCHEN ZWEI „WELTEN“

Die Schappe-Siedlung an der Bruggstrasse gehörte politisch zu Reinach, war aber geographisch näher bei Dornach, genauer bei Dornachbrugg, dem „Brüggli“, gelegen. Eine gewisse Aussenseitersituation schuf das seit jeher. Die Männer gingen eher in Dornachbrugg in die Beiz, was in Reinach nicht unbedingt geschätzt wurde, und auch der Reinacher Pfarrer sah es nicht gern, wenn jemand seinen christlichen Pflichten in Dornach statt in Reinach nachkam. Die Tatsache, dass die erste Wohnsiedlung ausserhalb von Reinach eine Arbeitersiedlung war, dürfte die Aussenseiterposition im stark bäuerlich geprägten Reinach noch verstärkt haben.

Seit der Einführung der Postleitzahlen in den sechziger Jahren bis zum Juni 1991 war die Aussenseiterrolle auch

postalisch sichtbar. Die Siedlung bekam ihre Post von Dornach, erhielt also die Dornacher Postleitzahl, die Postadresse war Dornach, und auch die Telefonnummer war 72 und nicht 76 wie in Reinach. Es war oft gar nicht so einfach, diese Sonderbehandlung zu erklären. Basler Beamte witterten Steuerhinterziehung, wenn man sich nach Reinach abmeldete, aber eine Dornacher Adresse angab. Die Dornacher Schulbehörde stellte plötzlich fest, dass Kinder aus der Siedlung „seit Jahren nicht zur Schule gingen“, und im Reinacher Einwohnerrat befürchtete ein Ratskollege Wählerbetrug, als er plötzlich eine Dornacher Adresse auf der Liste sah. Selbst die kantonalen basellandschaftlichen Behörden vergassen ihre Reinacher „Post Dornach-Exklave“: Bei der durch den Bau der Gstadtstrasse bedingten Adressänderung der Siedlung – die Schappe-Häuser werden seit 1980 nicht mehr von der Bruggstrasse



Familie Dollinger vor ihrem Haus

Die Aufnahme aus der Zeit des Ersten Weltkrieges ist das älteste Foto eines Hauses der Schappe-Siedlung mit seinen Bewohnern.



Das Dollinger-Haus mit neuem Dach

Das Bild zeigt das Dollinger-Haus, heute Gstadtstrasse 19, in den fünfziger Jahren.

her erschlossen, sondern von der Gstadstrasse – wurde ausgerechnet das zustellende Postamt zuletzt orientiert.

Als in den letzten Jahren der *Schappe* und nach dem Verkauf der Siedlung an den Kanton Basel-Landschaft vor allem junge Familien und StudentInnen in Wohngemeinschaften einzogen, setzten sie die Aussenseiterposition – wenn auch in anderer Form – fort. Es waren die alten Schappe-Siedlungs-Qualitäten, die die neuen BewohnerInnen anzogen: der günstige Mietzins und die ländliche Umgebung. Nur hatten sie jetzt eine andere Bedeutung. Der günstige Mietzins gestattete es den Mietern und Mieterinnen, die grösstenteils noch in der Ausbildung waren, unabhängig von der Herkunftsfamilie und in neuen Formen der Gemeinschaft zu leben. Kein Hauswart oder andere Mieter beklagten sich über laute Diskussionen oder Musik, über Feste oder über FreundInnen, die übernachteten. Der (giffreie) Gartenanbau entlastete zwar das Budget nicht mehr wesentlich, war aber Teil eines alternativen Naturverständnisses und einer Lebensform, die das gängige Konsumverhalten in Frage stellte. Wohnen in der Schappe-Siedlung bedeutete also ein – wenn auch massvolles – Ausbrechen aus bürgerlichen Lebensformen.

Zumindest schien sich die Siedlung weiterhin der Kontrolle Reinachs zu entziehen. Reinach rächte sich mit abschätzigen Bezeichnungen wie „Schanghai“, mit Sprüchen über die Gärten, in denen „mehr Unkraut als anderes wächst“, mit Gerüchten über das „Treiben“ in den Wohngemeinschaften oder auch mit Verdächtigungen, dass „dort unten“ längst nicht alle bei der Einwohnerkontrolle angemeldet seien.

War der Reinacher Gemeinderat gerade darum daran interessiert, die Liegenschaften 1981 vom Kanton zu erwerben? Er wollte darin das seit langem von Reinacher Jugendlichen geforderte Jugendhaus verwirklichen. Die Jugendlichen hatten die leerstehende Brauerei im Ortskern im Auge. Mit einer anderen Altliegenschaft schien der Gemeinderat geschickt dem Wunsch der Jugendlichen

entgegentzukommen. Der Kanton zeigte Bereitschaft, einen Teil des Areals zu verkaufen. Er wollte „damit der Gemeinde Reinach die Möglichkeit geben, eines der dringendsten Anliegen der Reinacher Jugend lösen zu können“.¹⁰

Wieder einmal war also das Schicksal der Siedlung ungewiss. Die MieterInnen intervenierten sofort bei der kantonalen Baudirektion und beim Reinacher Gemeinderat. Zur Unterstützung der Anliegen wurde zudem der „Verein Schappe-Siedlung Bruggstrasse“ gegründet, der innert kürzester Zeit über hundert Mitglieder hatte; eine Mieterzeitung informierte über die Vorgänge. Diesmal war die Situation für die meisten Bewohner insofern schwieriger, als der Anspruch der Jugendlichen an sich unbestritten war. Diesen Zwiespalt sprach der Gemeinderat Reinach dann auch suffisant an, indem er in seinem Antwortschreiben festhielt:

„Es erstaunt uns nicht, dass Sie nicht damit einverstanden sind, dass ein Teil der sogenannten ‘Schappe-Häuser’ für ein Jugendhaus verwendet wird. Allerdings liegt der Fall doch so, dass wohl manche Einwohner für ein Jugendhaus plädieren, jedoch nicht damit einverstanden sind, dass ein solches in ihrer Nähe verwirklicht wird.“¹¹

Gegen ein Jugendhaus „in der Nähe“ hatte man in der Schappe-Siedlung zwar nichts einzuwenden, die eigene Wohnstube war dann aber doch zu nah, zumal diese Wohnstube, der grösste Raum des Hauses, nur knapp zwanzig Quadratmeter gross war und damit als Herzstück eines Jugendhauses kaum geeignet schien. Das fanden dann auch die Jugendlichen, die sich weder den Standort noch die Art der Gebäude für ihre Zwecke vorstellen konnten und zudem dezidiert erklärten, dass sie das Jugendhaus nicht auf Kosten eines der „letzten Freiräume“ in Reinach verwirklichen wollten, vor allem nicht „auf Kosten des knappen Wohnungsangebotes“.

Zwischen alle Stühle wollte sich der Reinacher Gemeinderat nicht setzen. Er verzichtete schliesslich ganz

auf den Kauf und erklärte sogar gegenüber dem Kanton, den Mietern den Vortritt lassen zu wollen. Inzwischen hatte man es nämlich in der Schappe-Siedlung satt, ständiger Spielball für immer neue Vorhaben von Kanton, Gemeinde oder anderen „Kaufwilligen“ zu sein, und bemühte sich intensiv beim Kanton darum, die Siedlung zu erwerben. Allerdings waren die Antworten der Bau- und Landwirtschaftsdirektion wiederum abschlägig. Das Land werde noch immer als „Abtauschobjekt“ für öffentliche Zwecke benötigt.

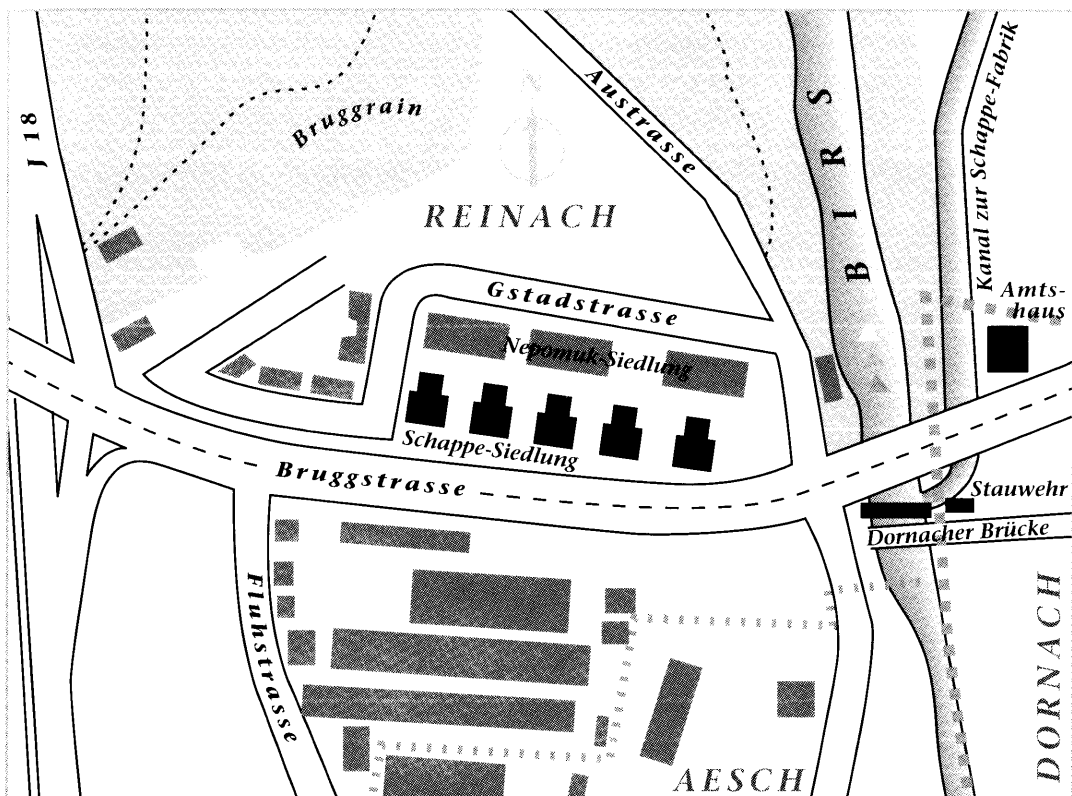
Unterstützung fanden die Mieter und Mieterinnen beim ehemaligen Baudirektor Paul Manz, dem damaligen Vorsteher der Sanitätsdirektion. Er bezeichnete den Landabtausch im Zusammenhang mit dem Bau der T 18 als abgeschlossen und erachtete den Erwerb der Siedlung durch die Mieter als „denkbar“. Nach einem persönlichen Augenschein durch den Chef des Bodenamtes Sigfried Strübin und seinen damaligen Stellvertreter Tschopp begann man auch in Manz' ehemaligem Departement Interesse an diesem Geschäft zu bekommen. 1982 wurde erstmals eine Delegation der Mieterversammlung „in Liestal“ empfangen und ein Kaufpreis bekanntgegeben, dessen Höhe den Kaufwilligen den Atem verschlug. Ziel der Mieter-Delegation war es nämlich, den Kauf so zu gestalten, dass keine MieterInnen aus finanziellen Gründen ausziehen mussten. Der Vorschlag des Bodenamtes, das Areal der Siedlung in zwei Parzellen zu teilen und nur den bebauten südlichen Teil zu verkaufen, bezeichnete einen möglichen Ausweg, der allerdings noch einige heftige interne Diskussionen auslöste. Es fiel den meisten BewohnerInnen schwer, sich die Siedlung ohne „Nordland“ vorzustellen. Zudem hatte man Ideen entwickelt, wie dieses Land in einer gemischten Überbauung genutzt werden könnte, mit Wohnungen für Behinderte und nicht Behinderte, Junge und Alte sowie mit Gewerberaum und Ateliers für Arbeit und Freizeit. An eine Finanzierung dieses Projekts war allerdings nicht gleichzeitig mit dem

Kauf und dem danach nötigen Umbau der eigenen Wohnungen zu denken, und so blieb es zunächst beim Plan. Die Übernahme der eigentlichen Siedlung band nicht nur die finanziellen, sondern auch die organisatorischen und schöpferischen Kräfte.

Nach einer Verhandlungszeit von insgesamt eineinhalb Jahren wurde die Handänderung auf den 1. Januar 1984 rechtskräftig. Das „Nordland“ blieb im Besitz des Kantons und das Südland mit den fünf Doppelhäusern der Schappe-Siedlung ging in die Hände der Mieterinnen und Mieter über. Als Rechtsform wurde die Miteigentümergeinschaft gewählt, weil die Genossenschaft für Altliegenschaften im Kanton Basel-Landschaft steuerlich benachteiligt ist. Das Areal der Schappe-Siedlung wurde nicht parzelliert, sondern in verschiedene Nutzungsbereiche aufgliedert: in Gemeinschaftsland und in Land, das ausschliesslich privat genutzt wird. Ausserdem haben die MiteigentümerInnen sich ein im Grundbuch eingetragenes Abbruchverbot auferlegt. Das Ziel, dass niemand aus finanziellen Gründen ausziehen musste, wurde erreicht, indem die Miteigentümergeinschaft eine Haushälfte gemeinsam erwarb.

Das „Nordland“ wurde zunächst weiter vom Kanton gepachtet. Es war aber klar, dass es auf Dauer kaum unbebaut bleiben würde. Als bekannt wurde, dass konkrete Bauprojekte in Liestal diskutiert wurden, wurde nochmals versucht, dem Kanton die Vorstellung von einer gemischten Überbauung schmackhaft zu machen. Das Bodenamt entschied sich für eine reine Wohnüberbauung. Die Wohngenossenschaft „Nepomuk“ wurde vom Basler Architekten Lorenz Egeler auf dem „Nordland“ realisiert. Drei Häuserzeilen mit je sechs Wohnungen wurden 1987 errichtet.

Auf etwa der Hälfte des Areals, das die *Schappe* mit 20 bis 24 Doppelhäusern für 40 bis 48 Familien bebauen wollte, leben heute 27 Familien. Die Planung von Direktor Brüderlin wurde also fast hundert Jahre später zumindest



*Lageplan der beiden Siedlungen
Wichtige Gebäude, die im Zusammenhang mit der Schappe stehen, sind schwarz eingezeichnet.*

teilweise realisiert. Dies und die Tatsache, dass das Areal als Ganzes zumindest noch erkennbar ist, darf aber nicht über den gewaltigen Wandel des Umlandes hinwegtäuschen, der auch die Struktur der Siedlung nachhaltig beeinflusst hat: Mit dem Bau der T 18 (heute J 18) in den Jahren 1979 bis 1983 wurde der Zugang zu den Häusern von der Bruggstrasse her abgeschnitten. Die Erschliessung sowohl der Wohnsiedlung als auch der oberhalb der Siedlung gelegenen übrigen Häuser, die vorher ihren Zugang von der Bruggstrasse hatten, erfolgte nun durch die verlängerte Gstadstrasse, die unmittelbar vor der Birsbrücke in die Bruggstrasse einmündet. Diese Strasse trennt heute das

bebaute Areal der Siedlungen „Schappe“ und „Nepomuk“ vom unbebauten „Feld“, das nicht mehr in der Bauzone liegt. Die beiden Endpunkte der Siedlung wurden am stärksten betroffen: Das – von Reinach her gesehen – erste Haus liegt heute direkt an der Gstadstrasse, das letzte wurde 1979 abgerissen. Um sich vor dem Verkehr der Bruggstrasse, einer der meistbefahrenen Kantonsstrassen, zu schützen, haben die BewohnerInnen der Siedlungen eine Lärmschutzwand errichtet. Dadurch ist das Ensemble als Ganzes nur noch aus dem Innenraum her wahrnehmbar bzw. in einer Luftaufnahme zu erkennen. Man versucht sich gegen „aussen“ zu schützen. Im Baselbieter Heimat-

buch wird das heute positiv beurteilt:

„Die Doppeleinfamilienhäuser der baugeschichtlich interessanten Fabriksiedlung Schappe blieben erhalten. Zahlreiche Um- und Anbauten ohne starre Regeln im Sinne eines Gesamtkonzepts schöpfen Nutzungsreserven aus, ohne die nestartigen Gärten zu zerstören.“¹²

Der Wohnraum einer Familie ist mindestens doppelt so gross, wie 1891 geplant, obwohl keine Familie in beiden Siedlungen heute mehr als drei Kinder hat. Die meisten Häuser der Schappe-Siedlung wurden inzwischen erweitert und den heutigen Raumbedürfnissen angepasst. Die Wohngenossenschaft „Nepomuk“ weist ein ausgesprochen grosszügiges Raumangebot auf. Entsprechend kleiner ist der „Aussenraum“, der heute zur Verfügung steht. Oder müsste man es umgekehrt formulieren: Weil der Aussenraum heute beengt ist, versucht man sich einen grossen Innen-Freiraum zu sichern. Allerdings hat auch der Architekt der Wohngenossenschaft „Nepomuk“ auf eine sichtbare Verstückerung des Areals verzichtet, und so zieht auch diese Siedlung Menschen an, für die Wohnen mehr ist als der Rückzug in den Privatbereich.

Die Schappe-Siedlung war die längste Zeit ihrer Geschichte, auch in konjunkturell schlechten Zeiten, ein sicherer Wohnort für ihre Mieter und Mieterinnen. Durch den Konkurs der *Burlington Schappe* wurde diese Sicherheit zerstört. Die neuen BewohnerInnen haben sich beharrlich für die Wiedererlangung dieser Sicherheit gewehrt und sie schliesslich im wahrsten Sinne des Wortes „erkauft“. Der andere grosse Wert, den die Schappe-Siedlung den BewohnerInnen der ersten achtzig Jahre ihrer Geschichte bot, war die Einbettung in eine Umgebung, die einen Ausgleich für die beengte Wohn- und Lebenssituation darstellte. Diese Umgebung hat sich nachhaltig verändert, das Sternenhof-Gebiet (heutiges Kägen) ist dafür ein deutliches Beispiel. Die Erhaltung zumindest eines Rests der ehemaligen Wohnlichkeit des Areals stellt für die jetzigen BewohnerInnen eine Daueraufgabe dar. Sie ver-

suchen Einfluss zu nehmen auf ihre unmittelbare Umwelt, zum Beispiel durch die Gestaltung des Quartiers in Verkehrsfragen, aber auch in Fragen der Bebauung des angrenzenden Industrielandes. So gesehen ist es kein Zufall, dass fünf der vierzig Reinacher EinwohnerrätInnen in einer der beiden Siedlungen wohnen.

Dieser Anspruch wird im allgemeinen zwar anerkannt, wenn zum Beispiel Dieter Wronsky, Leiter des Amtes für Ort- und Regionalplanung, schreibt, „Heimat“ entstehe „nicht nur aus der Gestaltung auf der Einzelparzelle, sondern auch aus einer speziellen Gestaltung eines ganzen Quartiers, samt seiner öffentlichen Strassen und Grünflächen, mit der sich die Bewohner identifizieren können“.¹³ Die konkreten Möglichkeiten zu dieser identitätsstiftenden Mitgestaltung sind allerdings durch die wenig flexible Haltung der Gemeinde und durch die Priorität, die der Privatverkehr noch immer besitzt, stark eingeschränkt.

Anmerkungen

- 1 Schreiben des Hochbauamtes vom 30. 3. 1978.
- 2 Vom Leben in der Schappe-Siedlung erzählten mir: Franz Dollinger-Bisig (Reinach), Edmund Meier-Kaufmann (Arlesheim), Helene Salvisberg-Vogt (Reinach). Sie sind zwischen 1912 und 1936 geboren und haben seit ihrer frühesten Kindheit bis in die fünfziger Jahre in der Schappe-Siedlung gelebt. Helene Salvisberg lebt noch heute dort. Bei ihnen möchte ich mich herzlich für die Gespräche bedanken.
Der Architekt Urs Fries (Reinach) hat mir die architektonische Sprache und Komplexität dieser sogenannten einfachen Wohnhäuser erschlossen und geholfen, die Architektur als Ausdruck gesellschaftlicher Vorstellungen zu deuten.
Peter Mötteli hat die Akten der Schappe-Siedlung, vor allem den Schriftverkehr mit den Behörden nach 1977, zusammengestellt, vgl. dazu auch seine Schrift „Schappe-Siedlung 1892–1987 – Eine Kurzgeschichte“. Auch ihnen vielen Dank.
Ich lebe seit 1976 in der Schappe-Siedlung.
- 3 F. Mangold und H. F. Sarasin: Industrie-Gesellschaft für Schappe – Entstehung und Entwicklung 1824–1924, Basel 1924.
- 4 Sämtliche hier erwähnten Bauakten befinden sich in: Baugesuche aus Arlesheim, Staatsarchiv Basel-Landschaft, Bau HH 3.
- 5 Vgl. Luca Trevisan: Das Wohnungselend der Basler Arbeiterbevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, 168. Neujahrsblatt der GGG, Basel 1989.
- 6 Vgl. Fritz Schmoll: Die Arbeiterwohnungen in der Breite; in: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde, 1976, S. 125–165.
- 7 Mangold, a. a. O., S. 186.
- 8 Aussage von Frau Steiger-Portmann (Arlesheim). Die Grossmutter ihres Mannes habe das Haus der Schappe für Fr. 9'000.– abgekauft.
- 9 Beide Siedlungen entsprachen etwa dem Konzept für Arbeiterhäuser, wie es der Industrielle Caspar Schindler 1886 in einer Wegleitung mit dem Titel „Klein aber mein“ herausgegeben hatte, vgl. Othmar Birkner: Bauen und Wohnen in der Schweiz 1850–1920, Zürich 1975, S. 64.
- 10 Brief von Regierungsrat Nyffeler vom 8. 9. 1981 an die Mieterversammlung Gstadtstrasse 1–19.
- 11 Brief von Gemeindepräsident Haidlauf an die Mieterversammlung vom 11. 9. 1981.
- 12 Dieter Wransky: Wohnsiedlungen im Baselbiet – Neubau oder Ausbau?; in: Baselbieter Heimatbuch 16, Liestal 1987, S. 24.
- 13 Wransky, a. a. O., S. 25.